

# Die DNA der Stadt

Wenn von Augsburg die Rede ist, denkt man an die Fugger. Vielleicht auch an Bertolt Brecht oder die Augsburger Puppenkiste. Hier aber steht im Mittelpunkt das Wasser – und wie die Stadt seit Jahrhunderten damit umgeht. Das Augsburger Wasser hat sogar den Weltkulturerbetitel erlangt, genauer: das Augsburger Wassermanagement-System.

VON ULRICH TRAUB

Es geht ums blaue Gold, dessen tägliche Dauernutzung wir für so normal halten, dass nicht selten das Bewusstsein dafür verloren geht, wie begrenzt dieser Rohstoff in anderen Weltregionen ist. In Augsburg beginnt die Geschichte der Wassernutzung schon zu römischer Zeit. Für den Welterbeantrag gab aber das Jahr 1276 sozusagen den Startschuss. Seit diesem Datum ist die Existenz von Kanälen belegt, die stetig ausgebaut und verlängert bis heute Wasser aus dem Fluss Lech durch die Stadt führen. An diesen seit jeher regulierten und deshalb vor Hochwasser geschützten Wasserläufen siedelten sich die Handwerker an, deren Maschinen durch Wasserräder angetrieben wurden.

Nun muss man wissen, dass die Stadt, in der sich Patrizier, Geistliche und Kaufleute ihre Paläste errichten ließen, über zehn Meter höher lag als die von Kanälen durchflossenen Viertel. Wie sollte da das Wasser hinkommen? Die Lösung wurde schon im frühen 15. Jahrhundert gefunden: Wasser mit Wasser heben, hieß das Prinzip. Im Wasserwerk am Roten Tor, dem ältesten in Mitteleuropa, kann man sich einen Eindruck von dieser bahnbrechenden Methode verschaffen. Wasserräder, die von Kolbenpumpen angetrieben wurden, beförderten den Rohstoff ins Obergeschoss des Turmes. Von dort floss das Wasser durch Rohre zu den Brunnen in der Stadt.

Das Ensemble mit drei Türmen und zwei Brunnenmeisterhäusern rund um einen Innenhof, dessen heutige Gestalt aus dem frühen 17. Jahrhundert stammt, garantierte für verein-



Das Augsburger Wasserwerk, auch architektonisch eine Besonderheit.

FOTO: TRAUB

halb Jahrhunderte Augsburgs Trinkwasserversorgung. Das Wasserwerk am Roten Turm war auch ein Ziel Bildungsreisender, die besonders die Mechanik der Pumpen lobten – wie etwa der Schriftsteller Michel de Mon-

taigne Ende des 16. Jahrhunderts. Zu jener Zeit wurde auch mit dem Bau der drei manieristischen Monumentalbrunnen auf Augsburgs Prachtstraße begonnen. Die figurenreichen Augustus-, Merkur- und Herkulesbrun-

nen aus Marmor und Bronze waren nicht nur repräsentativer Ausdruck der hohen Wertschätzung, die man dem Wasser entgegenbrachte, sie symbolisierten auch die Stände: Patriziat, Kaufleute und Handwerker.

Das nun in die Unesco-Liste eingeschriebene Augsburger Wassermanagement-System erweitert den Bereich des technisch-industriellen Welterbes, der gegenüber Altstädten, Kirchen oder Gärten unterrepräsentiert ist. Das wasserwirtschaftliche System mit bedeutenden technischen, architektonischen und industriearchologischen Denkmälern aus der Zeit vom 13. bis ins 20. Jahrhundert umfasst 22 Objekte aus vier Bereichen: Wasserbau, Wasserkraft, Trinkwasser und Brunnenbau – von den Lechkanälen bis zur Kanustrecke, die für die Olympischen Spiele 1972 angelegt worden ist. Zu den Augsburger Alleinstellungsmerkmalen gehört auch die frühe Trennung von Brauch- und Trinkwasser, die bis ins 15. Jahrhundert zurückreicht.

Als einen aktuellen Kommentar könnte man den Unesco-Titel aufgrund der Tatsache, dass Wasser ein politisch brisantes Thema ist, lesen. Der Schluss, dass sich das Augsburger Wassermanagement-System, ein Weltkulturerbetitel, mit dem die Unesco nicht nur die Vergangenheit würdigt, sondern auch Fragen an die Gegenwart stellt.

Vorreiter war die Stadt auch 1879 wieder, als das an ein kleines Schloss im Stil der Neorenaissance erinnernde Wasserwerk am Hochablass seinen Dienst aufnahm, das erste ganz ohne Wasserrum. Gewaltige, gusseiserne Pumpen, von Wasserturbinen angetrieben, saugten Grundwasser an und beförderten es über Druckwindkessel ins Trinkwassernetz. Heute ist das Haus ein Technikmuseum. Wasser wurde natürlich auch als Treibstoff für die Industrialisierung Augsburgs ge-

nutzt. Die zehn Wasserkraftwerke, die jetzt zum Welterbe gehören, sind architektonische und technologische Relikte, welche die Entwicklung der Stromerzeugung durch Wasserkraft bis in die 20er-Jahre des 20. Jahrhunderts in authentischer Weise dokumentieren.

Der Augsburger Wasserreichtum sei ein „elementarer Bestandteil der DNA der Stadt“, heißt es in Welterbe-Verlautbarungen. Das fast 150 Kilometer umfassende Netz der Bäche und Kanäle im Stadtgebiet ist ein Beweis, die exzellente Qualität des Grundwassers, das ohne jegliche Aufbereitung als Lebensmittel verwendet werden kann, ein anderer. Um die Qualität aufrecht zu erhalten, wurden Schutzgebiete ausgewiesen, deren Fläche 50 Quadratkilometer umfasst. Vorsorge statt Nachsorge, lautet das Handlungskonzept.

Wer sich auf die Spuren des Welterbes in der Metropole am Lech begibt, seinen Begriff von Sehenswürdigkeiten etwas erweitert und die Geschichte hinter den Denkmälern mitdenkt, wird bestätigen, dass das Wasser so etwas wie der blaue Faden ist, an dem die Stadt bis heute hängt. Und sicher wird man dann so erstaunt sein wie die Bildungsreisenden vergangener Jahrhunderte. Das Augsburger Wassermanagement-System, ein Weltkulturerbetitel, mit dem die Unesco nicht nur die Vergangenheit würdigt, sondern auch Fragen an die Gegenwart stellt.

Und wie kommen jetzt die Fugger ins Spiel? Nun, dieser steinreichen Familie wurde im Jahr 1545 aufgrund ihrer Verdienste für die Stadt kostenfrei Wasser ins Haus geliefert.

## Vor der Leoparden-Jagd

Kino unterm Sternenzelt: Morgen beginnt das Internationale Filmfestival von Locarno – Der deutsche Film ist sehr gut vertreten

VON PETER CLAUS

**Rund 200 Filme zeigt das Internationale Filmfestival Locarno ab 7. August, und stattliche 27 davon kommen aus Deutschland oder sind zumindest Koproduktionen mit deutscher Beteiligung. Das darf man als Beleg für den guten Ruf des deutschen Kinos auf internationalem Parkett nehmen.**

In Locarno, dem nach Cannes, Berlin und Venedig weltweit bekanntesten und wichtigsten Filmfestival, hat es in den vergangenen Jahren schon oft Preise für deutsche Filme gegeben. Im Vorjahr etwa konnte Filmemacherin Eva Trosisch für „Alles ist gut“ die Auszeichnung für den besten Debütfilm nach Deutschland holen; vor zwei Jahren ging der Hauptpreis, der Goldene Leopard, an die chinesisch-französisch-deutsche Produktion „Mrs. Fang“ von Wang Bing. In diesem Jahr nun ist ein

deutscher Beitrag unter den 17 Filmen aus aller Welt im Hauptwettbewerb und konkurriert um die Gunst der Leoparden-Jury: „Das freiwillige Jahr“.

Zu den fünf Juroren gehört die deutsche Regisseurin Angela Schanelec, die im Februar für ihren Spielfilm „Ich war zuhause, aber“ den Silbernen Regie-Bären bei der Berlinale bekam. Angela Schanelec, deren Filme stets sehr eigenwillig, ja, spröde sind, dürfte „Das freiwillige Jahr“, ein Drama um eine komplizierte Vater-Tochter-Beziehung, von vornherein entgegenkommen. Denn Regie geführt haben Ulrich Köhler (jüngst: „In my Room“) und Henner Winckler, dessen bisher letzter Spielfilm „Lucy“ bereits 2006 erschien. Beide stehen formal der sogenannten Berliner Schule nah. Und Angela Schanelec gehört zu deren wichtigsten Protagonistinnen. Zudem haben in Locarno traditionell Filme fernab des Gängigen die Nase vorn.

Konzessionen an den Massengeschmack macht in Locarno lediglich die Reihe der Aufführungen unterm Sternenzelt auf der Piazza Grande, dem malerischen Zentrum des Ortes. Hier können allabendlich etwa 8000 Zuschauer auf der größten Leinwand der Welt auch mal Leichtverdauliches genießen. Wobei der begehrte Publikumspreis, der an einen der Filme aus dem Piazza-Programm vergeben wird, oft an Anspruchsvolles geht, wie etwa vor vier Jahren an den deutschen Spielfilm „Der Staat gegen Fritz Bauer“. In diesem Jahr läuft hier der deutsche Thriller „7500“. Regisseur Patrick Vollrath bietet mit seinem Langfilmdebüt einen handfesten Thriller um einen Terroranschlag auf einen Linienflug. Aufmerksamkeit ist ihm schon allein wegen seines Hauptdarstellers sicher, dem Hollywood-Star Joseph Gordon-Levitt („Snowden“). Allerdings kommt wohl auch der größte Konkurrent um den



Maren Ade bekommt in Locarno einen Preis. FOTO: DPA

Publikumspreis aus den USA, Quentin Tarantinos „Once Upon a Time ... in Hollywood“.

Schon vor Festivalbeginn ist klar, dass eine der wichtigsten Ehrungen in diesem Jahr nach Deutschland geht: Die Firma „Komplizen Film“ wird mit dem „Premio Raimondo Rezzonico“ ausge-

zeichnet. Er gilt als eine der internationalen bedeutendsten Preise für engagierte Filmproduzenten. „Komplizen Film“ hatte seinen bisher größten Erfolg 2016 mit „Toni Erdmann“ von der aus Karlsruhe stammenden Autorin und Regisseurin Maren Ade. Als eine der Gründerinnen der Firma wird sie die Auszeichnung zusammen mit ihren zwei Kollegen aus der Leitung am ersten Festival-Wochenende auf der Piazza Grande entgegen nehmen.

Zu den Promis, die erwartet werden, gehören daneben die US-amerikanische Schauspielerin Hilary Swank („Boys don't Cry“), „Million Dollar Baby“) und ihr Landsmann, der Regie-Veteran John Waters, der einst mit drastischen Gesellschaftssatiren wie „Pink Flamingo“, „Hairspray“ für saftige Skandale gesorgt hat. Beide werden mit Ehren-Leoparden ausgezeichnet. Doch stärker als bekannte Künstler wie sie stehen in Locarno traditionell junge,

noch unbekannte Autoren und Regisseure im Zentrum des Interesses. Dazu bekennt sich auch die neue künstlerische Leiterin, die Französin Lili Hinstin. Da kennt sie sich aus, hat sie doch in den vergangenen sechs Jahren ein Nachwuchs-Filmfestival in ihrer Heimat geleitet. Sie will stärker als bisher das digitale Kino unterstützen. Vor allem aber möchte sie mehr Frauen als bisher die Möglichkeit bieten, ihre Arbeiten vorzustellen. Was so leicht nicht zu realisieren ist: Im Wettbewerb um den Goldenen Leopard stammt in ihrer ersten Festival-Ausgabe gerade mal ein knappes Drittel der Filme von Frauen.

Immerhin eröffnet das Festival am Mittwoch mit einem Spielfilm von einer Künstlerin: „Magari“ („Vielleicht“). Die italienische Produzentin Ginevra Elkann gibt ihr Debüt als Regisseurin. Sie offeriert eine Familiensaga als Spiegel jüngerer europäischen Zeitgeschens.

## Denken als Widerstand

Heute vor 50 Jahren starb der Sozialphilosoph Theodor W. Adorno – Die Erfahrung des Faschismus und des Völkermords prägte seine Schriften

VON HANS-ULRICH FECHLER

**Theodor W. Adorno hat in der jungen Bundesrepublik eine enorme Wirksamkeit entfaltet. In der Musikwissenschaft führt an seinen Schriften bis heute kein Weg vorbei. Sein Name ist darüber hinaus eng verbunden mit dem Bemühen, einen antiautoritären Ton und Gestus in die durch den preußischen Obrigkeitsstaat, das Kaiserreich und das „Dritte Reich“ militarisierte deutsche Nachkriegsgesellschaft zu bringen. Heute vor 50 Jahren, am 6. August 1969, ist der Sozialphilosoph während eines Urlaubs im Schweizer Kanton Wallis gestorben.**

Adorno war daran gelegen, das Schweißen nach der Katastrophe der Nazidiktatur bei Tätern wie Opfern zu brechen. Lange vor dem sogenannten Historikerstreit verfolgte er mit seinen Überlegungen das Ziel, die welthistorische Katastrophe, insbesondere aber den Völkermord, philosophisch zu bewältigen und zu verstehen.

Was Adorno auszeichnete, war eine rückhaltlose Ehrlichkeit. Nietzsches eindringlicher Appell an den Denker zur Redlichkeit bis über die Schmerzgrenze hinaus hatte er als Maxime verinnerlicht. Das bekamen die revoltierenden Studenten der 68er-Bewegung zu spüren, die glaubten, sich auf den Rebellen im Geiste, der die Gesellschaft radikal zu ändern wünschte, berufen zu können. „Im sicheren Amerika vermochte man als Emigrant die Nachrichten von Auschwitz zu ertragen“, sprach er aus eigener Erfahrung und fuhr fort:

„nicht leicht wird man irgendeinem glauben, Vietnam raube ihm den Schlaf, zumal jeder Gegner von Kolonialkriegen wissen muss, dass die Vietcong ihrerseits auf chinesische Weise foltern.“ Die mit „Ho-Ho-Ho-Chi-Minh“-Rufen und Mao-Porträts demonstrierenden, Molotow-Cocktails werfenden Studenten durften daher kaum auf Unterstützung bei dem Gewaltfreiheit predigenden Professor hoffen, ebenso wenig bei dem kritischen Marxisten auf Sympathien für ihre Forderung, seine Lehrstätte in seiner Geburtsstadt Frankfurt, die Johann-Wolfgang-Goethe-Universität, in Karl-Marx-Universität umzutauften.

In Frankfurt kam es zum Eklat, als Studenten das Institut für Sozialforschung, das Adorno mit seinem Freund Max Horkheimer leitete, besetzten und der Institutsleiter die Polizei rief. Es folgte das berühmte Busen-Attentat im April 1969, als ein paar barbusige Studentinnen ihn während einer Vorlesung mit einem Teddybären – sein Spitzname unter Freunden war Teddie – bedrängten. Ob die Attacke mitverantwortlich für den tödlichen Herzinfarkt am 6. August im Schweizer Urlandsort war, ist nicht sicher.

Der Ruf nach „Mehr Praxis!“ erscholl aber nicht nur aus linken Kreisen. Fehlendes Engagement zur Veränderung der Gesellschaft war eine oft geübte Kritik an Adorno schon vor der 68er-Bewegung. Wie aus nachgelassenen Notizen hervorgeht, hat sich der so Angegriffene während der Studentenrevolte intensiv mit der Frage nach dem Verhältnis von Theorie und Praxis beschäf-

tigt. Den Studenten wirft er in seinen Aufzeichnungen Aktionismus vor, also mangelnde Besinnung, und hellsichtig erkennt er – noch vor den Wahnsinns-taten der „Rote Armee Fraktion“ –, dass die Revolte in Mord und Totschlag münden wird. Er weist auf die Aussichtslosigkeit einer Aktion hin, bei der eine Handvoll Desperados einem hochgerüsteten Industriestaat den Krieg erklärt. „Gegen die, welche die Bombe verwalten, sind Barrikaden lächerlich.“

Die Diskussionen, welche die Studenten einforderten, erschienen ihm als „Farce“, denn sie dienten nur dazu, Abwehler auf Kurs zu bringen. „Erfahrungen will man nicht machen“, bringt er die von vornherein feststehenden Überzeugungen, die Unfähigkeit, dem

anderen zuzuhören, und das eigene sich in Sprachschablonen und -klischees bewegende Gerede, wie es auch heute in Podiumsdiskussionen und Fernseh-Talkshows nicht selten zu hören ist, in Gegensatz zu lebendigen Erfahrungen und Auseinandersetzungen. All dies an der Studentenrevolte erinnert den auf Massenphänomene allergisch reagierenden Adorno an seine Erfahrungen im Deutschland nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten. Das Wort vom „Linksfaschismus“ seines damaligen Assistenten Jürgen Habermas über die Studentenrevolte ist durch Adorno vorgeprägt. Stattdessen beharrt der als ohnmächtig verhöhlte Theoretiker auf der Erkenntnis: „Wer denkt, setzt Widerstand“.



Theodor W. Adorno (Mitte) mit dem Schriftsteller Heinrich Böll (links) und dem Verleger Siegfried Unseld. FOTO: DPA

Adornos Denken ist, auch darin dem Nietzsches verwandt, der Versuch, persönliche Erfahrungen philosophisch zu bewältigen. Die einschneidendste Erfahrung seines Lebens war die Machtergreifung der Nationalsozialisten, die den Sohn des jüdischen Weingroßhändlers Oscar Wiesengrund und der Opernsängerin Maria Calvelli-Adorno schließlich 1935 in die Emigration treibt und die Eltern während der sogenannten Reichskristallnacht in Lebensgefahr bringt. In seiner programmatischen Schrift „Negative Dialektik“ stellt er einen neuen kategorischen Imperativ auf, eine unabdingbare Moralforderung an Tun und Denken, „dass Auschwitz nicht sich wiederhole, nichts Ähnliches geschehe“. Und mitten in der kritischen Auseinandersetzung mit der philosophischen Tradition begegnet in diesem Buch ein persönliches Bekenntnis zu Schuldgefühlen, wie sie viele Überlebende der Shoah heimsuchen, in der Frage: „ob nach Auschwitz noch sich leben lasse, ob vollends es dürfe, wer zufällig entrann und rechtens hätte umgebracht werden müssen“. Auch berichtet er von Albträumen, „dass er gar nicht mehr lebte, sondern 1944 vergast worden wäre, und seine ganze Existenz danach lediglich in der Einbildung führte“.

In dem Radiovortrag „Erziehung nach Auschwitz“ hat er 1966 ebenso wie in dem 1967 in Wien gehaltenen, erst jetzt veröffentlichten Vortrag „Aspekte des neuen Rechtsradikalismus“ Ansätze zu einer Faschismus-Theorie gegeben. Es wäre müßig zu fragen, was er zum gegenwärtigen Wiedererstar-

ken nationalistischer Tendenzen und zum wieder aufflammenden Antisemitismus gesagt hätte. Ebenso müßig ist es, aufzuführen, welche seiner Vorschläge, einer Wiederkehr der Katastrophe des bürokratisch geplanten und industriell-arbeitsteilig ausgeführten Völkermordes vorzubeugen, in der Vergangenheit umzusetzen versäumt wurde. Letztlich würde deren Realisierung auf eine völlige Neuordnung der menschlichen Gesellschaft hinauslaufen. Zentral ist dabei sein Widerstand gegen ein identifizierendes Denken, das die Gleichschaltung alles abweichenden Individuellen, von ihm „das Nichtidentische“ genannt, betreibt.

Adornos provokante Übertreibung, nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, sei barbarisch oder alle Kultur sei Müll, ist von diesem neuen kategorischen Imperativ her zu verstehen. Die Tendenz zum Faschismus erkennt Adorno als einen übermächtigen Zug der Geschichte und der Zivilisation, dem der Einzelne ohnmächtig ausgeliefert ist. In diesen Erfahrungszusammenhang gehört auch seine ihm häufig nachgesprochene Erkenntnis, es gebe kein richtiges Leben im falschen. Und manche seiner Beobachtungen finden erst heute vor der Erfahrung einer drohenden Umweltkatastrophe und der Versäumnisse von Politik und Wirtschaft, dem Klimawandel rechtzeitig entgegenzutreten, ihre Bestätigung; so der Satz, dass „die bürgerliche Gesellschaft lieber den totalen Untergang, ihr objektives Potential, wählt, als dass sie zu Reflexionen sich aufschwänge, die ihre Grundsicht bedrohen“.